

Vorwort

Das gute Leben in der Krise – Geschlechterverhältnisse auf dem Prüfstand

Elisabeth Holzleithner, Diana Lengersdorf

Die Frage nach dem guten Leben ist schon lange Gegenstand lebhafter Debatten. In jüngster Zeit zeichnet sie sich durch eine neue Virulenz aus. Seit dem Frühjahr 2020 stellt die weltweite Krise aufgrund der pandemischen Verbreitung von COVID-19 und der Maßnahmen zu deren Eindämmung die Vorstellungen eines guten Lebens vieler Menschen akut infrage: Neben der Gefahr für Leben und Gesundheit drohen der Verlust des Arbeitsplatzes und damit der ökonomischen Existenz. Wer noch einen Beruf ausüben kann, tut dies entweder unter hochgradig erschwerten Bedingungen – wie in der medizinischen und pflegerischen Versorgung, im Lebensmittelhandel oder bei der Ernte – oder am heimischen Küchentisch, nicht selten neben Partner_innen im Homeoffice und Kindern im Homeschooling. Bereits jetzt zeichnen sich höchst problematische Entwicklungen ab, die auf einen Rückfall in konventionelle Geschlechtermuster hindeuten – zumal bei der Versorgung von Kindern und pflegebedürftigen Personen.

Der Heftschwerpunkt zum guten Leben in Zeiten der Krise möchte die damit verbundenen Fragen aufgreifen und sie in einen größeren Zusammenhang stellen. Denn schon vor der Corona-Krise hat die Möglichkeit, sich einem guten Leben zu widmen, auch in privilegierten Teilen der Welt ihre unhinterfragte Gewissheit verloren. Wer hat die Macht und die Ressourcen, die eigenen Vorstellungen eines guten Lebens umzusetzen, vor dem Hintergrund von vergeschlechtlichten Machtverhältnissen und anderen Dimensionen sozialer Ungleichheit? Welche Stimmen sind bei der Gestaltung der Bedingungen für ein gutes Leben hörbar und welche erscheinen nur als ‚Lärm‘? Was bedeuten verschiedene Vorstellungen des guten Lebens von Menschen für die Umwelt, für Pflanzen und Tiere und, zumal im Licht der aktuellen Herausforderungen durch den Klimawandel, für die Erde als solche? Lässt sich das gute Leben auf *die Menschheit* beschränken? Hat nicht auch *die Natur*, *die Tierwelt* oder gar *die Erde* ein Recht auf ein gutes Leben? Wir können hier nur andeuten, dass die Frage des guten Lebens untrennbar verbunden ist mit Fragen der Gerechtigkeit in der Welt.

Die Frage nach dem guten Leben wird häufig in der Philosophie verhandelt. Nicht zuletzt inter- und postdisziplinäre Ansätze holen die Frage nun aber zunehmend auch in andere Disziplinen hinein. Besonders prominent sind Perspektiven des New Materialism, aber auch in soziologischen Forschungen zu Postwachstumsgesellschaften spielt das gute Leben eine Rolle. Auffällig ist hierbei, dass Aspekte der grundlegenden Angewiesenheit und Verbundenheit von Menschen auf- und miteinander in den Fokus genommen werden und damit die vielfältigen Arten und Weisen des gemeinsamen In-der-Welt-Seins. Und genau mit dieser Perspektive muss dann auch die auf vielfältige Weise vermachtete Geschlechterdifferenz ins Spiel kommen. Medien- und kulturwissenschaftliche Forschungen nehmen diese Überlegungen auch auf, um sich der künstlerisch-medialen Produktion utopischer und dystopischer Zukunftswelten zuzuwenden, die ein düsteres Bild der Geschlechterverhältnisse in der Krise zeichnen: So ist etwa *Handmaid's Tale* die wirkmächtige filmische Umsetzung einer Vorstellung von

zukünftiger Welt, die für die Mehrzahl der Menschen das Gegenteil eines guten Lebens bedeutet. So wird das gute Leben auch immer zu einer Frage des Glücks und des Gegen Glücks.

Der Call für unseren Heftschwerpunkt wurde im April 2020 bereits mit Bezug auf die Krise formuliert und publiziert. Das Heft konnte daher zur forschenden Reaktion auf die ersten Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie werden.

Der Beitrag von *Anna Buschmeyer*, *Regina Ahrens* und *Claudia Zerle-Elsässer* stellt die Frage des guten Lebens in einen Zusammenhang mit Doing Family und Vereinbarkeitsmanagement in der Corona-Krise. Als Datengrundlage dient ihnen neben dem DJI-Survey AID:A auch eine beim Deutschen Jugendinstitut durchgeführte Corona-Befragung sowie 20 qualitative Interviews mit Eltern. Auf dieser breiten Datenbasis werden die Ambivalenzen der gegenwärtigen Lebens- und Arbeitssituation von Eltern deutlich: Während auf der einen Seite mehr gemeinsame Zeit positiv erlebt wird, zeigen sich auf der anderen Seite Erschöpfungszustände angesichts der Herausforderung, Erwerbs- und Care-Arbeit unter pandemischen Bedingungen miteinander zu verbinden. Die Frage des guten Lebens auch zu einer Frage egalitärer Partnerschaft in Familien zu machen, muss diesen Ambivalenzen Rechnung tragen.

Lucia Marina Lanfranconi, *Oriana Gebhard*, *Suzanne Lischer* und *Netkey Safi* vergleichen in ihrem Beitrag Arbeitende an Deutschschweizer Hochschulen während der ersten Phase der Pandemie. Auch ihre Untersuchung basiert auf jüngst erhobenen Daten einer Online-Befragung unter rund 1 000 Personen. Die Autor_innen fokussieren dabei auf die Möglichkeiten und Freiheiten, nach dem guten Leben zu streben, und differenzieren nach Geschlecht und im Haushalt lebenden Kindern. Ihre Ergebnisse zeigen eine Verschärfung von Geschlechterungleichheiten zuungunsten von Frauen. Es deuten sich allerdings auch Uneindeutigkeiten hinsichtlich der wahrgenommenen Belastung von Männern an.

Das Themenfeld der Reproduktion wird von *Tanja Mölders* und *Sabine Hofmeister* in ihrem Beitrag nochmal anders gewendet, indem sie gesellschaftliche Naturverhältnisse mit Geschlechterverhältnissen in Beziehung setzen. SARS-CoV-2 wird hier zu einem sozial-ökologischen Phänomen. Die Autor_innen fragen aus einer (re)produktionstheoretischen Perspektive danach, welche Veränderungen des ‚Reproduktiven‘ mit Blick auf die Krisendiagnosen und das Krisenmanagement in Zeiten von ‚Corona‘ sichtbar werden. Es zeigt sich, dass gegenwärtige Veränderungen mit einer gesellschaftlichen Erneuerung der sozial-ökologischen Grundlagen künftigen Lebens zusammengehen könnten und damit zugleich das Fundament des guten Lebens verändern.

Luki Sarah Schmitz diskutiert in ihrem Beitrag die Frage des guten Lebens vor dem Hintergrund einer spezifischen Form von Wirtschafts- und Sozialbeziehungen: dem Commoning. Sie eröffnet einen ‚spekulativen‘ Raum entlang der Denkfigur des Rhizoms, um praktische Konzepte für ein gutes Leben zu entwerfen.

Es ist nicht zuletzt den Beiträgen dieses Heftschwerpunktes zu verdanken, dass im Zuge der Heftentwicklung weitere Fragen bei uns Herausgeberinnen angeregt wurden. Der Zusammenhang von gutem Leben und der Möglichkeit auf (störungsfreie) Erwerbstätigkeit scheint unter den gegenwärtigen pandemischen Bedingungen erneut und unter ganz speziellen Vorzeichen virulent zu werden. Dies weist aus unserer Sicht vor allem auch auf die Stabilität der frei verfügbaren (Normal-)Arbeitskraft als ein zen-

trales Moment kapitalistischer Produktionslogik. Obwohl die Figur des Normalarbeitnehmers eng mit einer industriegesellschaftlichen Männlichkeit verwoben ist, scheint das Konstrukt zunehmend auch von Frauen gelebt zu werden. Umgetrieben hat uns auch die verschiedentlich thematisierte Ambivalenz, einerseits mehr Zeit für sich alleine zu haben, während diese Zeit aber andererseits erzwungen ist. Die damit verbundenen Fragen wären auch in historischer Perspektive zu stellen: Pandemien sind regelmäßige Begleiterinnen der Menschheit, und die Auseinandersetzung mit dem guten Leben lässt sich über verschiedene historische Reichweiten in den Blick nehmen. Ebenso könnte etwa eine literarische Aufarbeitung etwa der Spanischen Grippe Ansatzpunkte bieten, um gegenwärtige Entwicklungen einzuordnen. Auch hinsichtlich verschiedener sozialräumlicher Scopes ließe sich fragen, wie sich das gute Leben denken lässt, ob es so etwas wie einen kleinsten gemeinsamen „Welt-Nenner“ des guten Lebens geben könnte – oder ob schon die Vorstellung der *einen* Welt zu eng ist, um das gute Leben in adäquater Weise auszumessen. Schließen möchten wir mit einem Desiderat: Es bedürfte jedenfalls stärker queerer und intersektionaler Perspektiven – jenseits der bisweilen allzu dichotom erscheinenden Differenzierung zwischen „Männer-Welt“ und „Frauen-Welt“ –, um die utopischen Möglichkeitsräume guten Lebens (in der Krise) auszuloten.

Offener Teil

Der Offene Teil dieser Ausgabe wird durch die ethnografische Studie von *Judith Pape* eingeleitet. Auf der Grundlage von teilnehmenden Beobachtungen, ethnografischen Interviews und Expert_inneninterviews hat die Autorin die geschlechtsspezifischen Nutzungspraxen auf dem Friedhof untersucht. Dabei zeigt sich der Friedhof als Raum, an dem Fürsorge für lebende und verstorbene Familienmitglieder geleistet und intergenerationale familiäre Gedenkkultur verhandelt werden. Pape stellt die familialen Fürsorgepraxen entlang des dabei stattfindenden Doing Gender und Doing Age bzw. Doing Kinship dar.

Im Mittelpunkt des Beitrags von *Monika Schamschula* steht das Coming-out von schwulen Männern in der westlichen Gesellschaft. Die Basis bilden nicht nur Theorien aus dem Bereich des Poststrukturalismus und der Queer Theory, sondern auch narrative Interviews mit geouteten Männern. Schamschula zeigt, dass Subjektivierung ein wesentlicher Bestandteil des Coming-outs ist. Dieser Umstand trägt dazu bei, dass ein Coming-out mit Differenzierungs-, Hierarchisierungs- und Normalisierungsmechanismen einhergeht und Schwul-Sein gegenwärtig als „das Andere“ gesehen wird.

Unter dem Titel „Zwischen Restefestmahl und Ein-Liter-Eimern Schokopudding“ geht es im Aufsatz von *Jessica Schüle* um Essenspraktiken im inklusiven Schulsetting. Aus ethnografischer, intersektionaler Perspektive richtet die Autorin den Blick auf zwei Szenen des Mittagessens einer 5. und 9. Klasse, die sie kontrastierend analysiert. Auf diese Weise wird es möglich, Verbindungen von Ungleichheitsdimensionen aufzuzeigen, die in vergeschlechtlichten Essenspraktiken sowohl von Schüler_innen als auch von Fachkräften anhand von Performances und Doing Gendered Authority bearbeitet werden.

Ausgangspunkt des Beitrags von *Natascha Compes* ist die Forderung feministischer Disability-Forscherinnen nach einer Integration der Kategorie Behinderung in die

Frauen- und Geschlechterforschung. Um eine Bilanz über den derzeitigen Stand und die Entwicklung dieser Integration ziehen zu können, untersucht Compes in einer qualitativen Inhaltsanalyse von Auszügen deutscher und US-amerikanischer Handbücher der Geschlechterforschung, inwiefern in diesen die Kategorie Behinderung einbezogen wird. Dabei zeigten sich, so die Autorin, nur geringe Anzeichen auf Veränderung, sodass die Forderung aufrechterhalten bleiben müsse.

Im Aufsatz von *Bettina Stadler* und *Angela Wroblewski* geht es um „Wissen in Zahlen“. Unter diesem Titel richten die Autorinnen am Beispiel österreichischer Universitäten den Blick auf das Instrument des Gender-Monitorings im Spannungsfeld von theoretischen Ansprüchen und Datenverfügbarkeit. Dabei zeigen sie nicht nur Ansatzpunkte für dessen Weiterentwicklung auf. Stadler und Wroblewski identifizieren darüber hinaus zentrale Aspekte, wie das Potenzial des Gender-Monitorings für Gleichstellungspolitik genutzt werden kann. Sie plädieren dafür, die Chancen eines Managements-by-Objectives-Ansatzes zu sehen und Risiken durch einen reflexiven, evidenzbasierten gleichstellungspolitischen Diskurs zu begegnen.

Abgerundet wird das Heft wie immer durch Besprechungen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.